

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das gemeinsame Liebeswerk des Gustav-Adolfs-Vereins im Jahre 1875 auf
der Hauptversammlung zu Potsdam

[urn:nbn:de:bsz:31-341407](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341407)

ohne Gebet beerdigt. Der Pope selbst konnte oft nicht lesen, sagte die Gebete auswendig her, zeichnete seine Rechnungen und Notizen nur auf dem Kerbholz auf und bebaute mit eignen Händen das Feld; von den Bauern unterschied er sich nur durch Kappe und Bart. Für die Weiße mußte er dem Fanarioten 1000 — 1500 Piafter bezahlen. Die Behandlung der Popen seitens der Bischöfe war höchst unwürdig. Daß ein Geistlicher vor dem Altare von seinem Bischöfe öffentlich geschlagen wurde, war nichts Ungewöhnliches. Viele Bischöfe pflegten ihre Priester auf ihren Höfen, im Stall oder Garten zu Knechtsdiensten zu verwenden. Doch gab es immer auch noch edlere und gebildete Charaktere, die einen solchen Schimpf nicht zu ertragen vermochten. Am Anfang unseres Jahrhunderts lebte in Trnovo ein gelehrter Pope, Namens Joakim, der sich bei dem Volke, keineswegs aber bei dem Metropolitani einer großen Beliebtheit erfreute. Eines Tages befahl ihm nach der Liturgie der Metropolit Florion, ein geborner Kandiote, aus dem Pferdestall des Bischofshauses den Mist in einem Korbe auf den Hof hinauszutragen. Joakim verlagte stolz den Gehorsam. Es kam zu einem Handgemenge mit den bischöflichen Dienern und Diakonen. Mit Gewalt entwand sich der Pope, und lief mit fliegendem Haar, ohne Kappe, geraden Wegs zum Rabi. Noch bevor die Sonne unterging, hatte er den Islam angenommen. —

Wer befreit, fragen wir, das arme Volk von der Herrschaft solcher Wölfe und der diese stützenden und beschützenden Türken? Sollte man nicht von Herzen wünschen, daß abermals ein Gustav Adolf erschiene, um Erlösung zu bringen aus Kossheit, Gewissenlosigkeit und Schandthat? Nun, wir glauben sicher, daß, welches auch die Erben des todtkranken Mannes sein werden, vielleicht bald schon das Kreuz wieder aufgerichtet sein wird auf der Aja Sophia, nachdem ihre Minareh's, die man zur Unzior an sie gestickt, zertrümmert und der Halbmond von deren Binnen herabgestürzt worden ist! Dann möge ein reges, frommes und in Gott fröhliches Glaubensleben, reich an Werken der Liebe, seinen Anfang nehmen auf der Stätte der Todten, wie der Gustav-Adolfs-Berein es sich schon längst zum Ziele gesetzt und mit Erfolg betrieben hat.

Die Gestalt einer großen Stadt.

Der fromme Pfarrer Flattich zu Münchingen in Württemberg (geb. am 30. October 1713, gest. am 1. Juli 1797), aus dessen Leben unser Kalender schon manches schöne Stücklein erzählt hat, traf auf der Landstraße unweit Stuttgart mit einem jungen Menschen zusammen, den er gleich als einen angehenden Schullehrer erkannte. Da ihm sein offenes Auge und freundliches Antlitz gefiel, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein. „Herr Lehrer, wo will er denn hin?“ Der Jüngling antwortete: „Er habe Stuttgart noch nie gesehen, darum habe er einmal eine Ferienreise dahin machen wollen.“ Flattich fragte weiter: „So? Er ist noch nie in Stuttgart gewesen; wie meint er denn, daß Stuttgart aussehe?“

„Ja, das wisse er nicht, war die Antwort. Gerade deswegen sei er so begierig, Stuttgart einmal zu sehen.“ Flattich hätte gerne gewünscht, was für Begriffe sich denn der junge Mann von dieser Stadt mache; man könne sich doch eine Vorstellung von einer Sache machen, die man noch nie gesehen habe. Der junge Lehrer beharrte aber darauf, daß er ganz fremd sei und nur vom Lande herkomme. „Nun, sagte Flattich, wir werden's bald sehen, ich will's ihm zeigen.“ Eine Weile darauf rief er schnell aus: „Do gud' er, do is Stuttgart!“ Der Jüngling blieb in freudigem Schrecken stehen und öffnete seine blauen Augen soweit als möglich, konnte aber seine Verwunderung nicht unterdrücken, weil er nichts von Häusern sehe. Flattich sagte: „Was sieht er denn?“ „Ich sehe,“ lautete die Antwort, „nur einen Acker, auf dem zwar viel wilder Mohn und Unkraut, aber nur wenig Frucht ist.“ „Das ist eben die Gestalt einer großen Stadt,“ fiel Flattich ein, „viel Unkraut und wenig Aehren!“ Das machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Menschen, der später als ein gesehener Lehrer in Stuttgart viele Früchte gebracht und vieles Unkraut vertilgt hat.

Das gemeinsame Liebeswerk des Gustav-Adolfs-Vereins im Jahre 1875 auf der Hauptversammlung zu Potsdam.

Nachdem durch die Abgeordneten zum Potsdamer Feste fast aus aller Herren Ländern so viele Bilder kirchlicher Noth und Hilfsbedürftigkeit dargestellt worden waren, kam endlich der erquickliche Moment, in welchem der Gustav-Adolfs-Berein wenigstens Einem brennenden Nothstand Abhülfe gewähren konnte durch unmittelbare gemeinsame That. Aber auch ihm ging diesmal, wie in den vorhergehenden Jahren, nothgedrungen die Dual des Zählens unter den vielen Bittgesuchen voraus, von denen stets zwei leer ausgehen müssen, damit dem dritten Befriedigung werde. Professor Dr. Benschlag aus Halle unterzog sich dieser Aufgabe, welche, will man nach allen Seiten gerecht und wahrhaftig sein, in der That keine leichte ist. Die für das Liebeswerk bestimmte Summe, die von den Haupt- und Zweigvereinen der Gustav-Adolfs-Stiftung angemeldet war, hatte die Höhe von 26,500 Reichsmark oder 8833 Thlr. für die stiegende Gemeinde, und für die unter-

liegenden Gemeinden zusammen 7818 Mark oder 2606 Thlr. erreicht. Die Summe war dadurch eine außerordentlich hohe geworden, daß der Brandenburger Hauptverein aus Freude, daß die Hauptversammlung in seiner Mitte tagte, eine Groschensammlung veranstaltet hatte, welche 10,000 Mk. aufbrachte.

Von dem Centralvorstand waren die Gemeinden Hohenbach in Galizien, Langenschwarz, im Fuldaischen und Ueberrihr im Kreise Offen der preussischen Rheinprovinz zur Wahl aufgestellt, und wenn der Leser die Schilderung dieser Gemeinden mit Aufmerksamkeit verfolgt, wird er auf's Neue erkennen, welches segensreiches Ziel sich der Gustav-Adolfs-Verein darin gesteckt hat, das geistige Elend der evangelischen Glaubensgenossen, namentlich unter römisch-katholischer Bevölkerung, zu lindern. —

Herr Professor Beyschlag berichtete, wie folgt, über:

Langenschwarz.

Beginnen wir mit dem uns nächstgelegenen Langenschwarz. In dem schmalen südlichen Theil des ehemals furcheffischen Landes, drei Stunden von Hünfeld, vier von Fulda, liegt ein seit der Reformationszeit alt-evangelischer Strich Landes. Als im Fuldaischen die Gegenreformation eintrat, hat hier eine lutherische Patronats Herrschaft die Leute bei ihrem Bekenntnisse erhalten. Als gegen Ende des 17. Jahrhunderts das Rittergut in katholische Hände überging, war die Gefahr eines Massenübertritts vorbei, aber katholischer Zuzug und Kirchbau trat ein, und die protestantische Gemeinde mußte selber für ihr Pfarr- und Schulwesen einstehen. Es sind 7—800 Seelen in Langenschwarz, dazu noch 262 und 205 in zwei Filialen; neuerdings hat man noch einen dritten Ort mit 331 Seelen, der nur einen vom Schulmeister besorgten Lesegottesdienst hatte, hinzugezogen; im Ganzen handelt es sich um etwa 1500 Evangelische in katholischer Umgebung. Zum Theil kleine Bauern; die Mehrzahl Tagelöhner oder arme Weber, die für Elberfelder Häuser um unzulänglichen Lohn arbeiten. Die Kirche, in der sie sich sammelten, war an ihrem besten Theil eine alte, im Uebergangsstyl des 13. Jahrhunderts gebaute Rittergutskapelle; erweitert durch einen zweifachen rohen Anbau; die

eine Langseite ohne Fenster; der Fußboden zum Theil bloße Erde, die Gänge dürftig mit Plattenstücken gepflastert. Ohne Zweifel war an der Kirche seit Menschenalter nichts gethan; durch die geborstenen Thürme drang Wind und Kälte ein; der Dachstuhl faulte; in den fünfziger Jahren wurden die Mauerrisse bedenklich; die Behörden schritten ein, erklärten die Kirche einer Herstellung für unwerth und geboten einen Neubau. Die Gemeinde erschrak; sie sah in der Auflage, 10—12,000 Thlr. aufzubringen oder auch nur die bei der Entlegenheit des Ortes allerdings nicht unbedeutenden Hand- und Spanndienste zu leisten, ihren Ruin, und erklärte —



Evang. Kirche und Lehrerwohnung in Belgrad (Serbien).

es ist peinlich zu sagen — dann lieber katholisch werden zu wollen. Ihre Staats- und Kirchenbehörden hatten auch keine Hülfe für sie, und so wandte sich denn seit 1860 der Pfarrer in jährlichen Bittgesuchen an den G.-A.-Verein. Was sollen wir von den fünfzehn Jahren sagen, die seitdem verflossen sind? Es ist das Bild der vollkommenen kirchlichen Misere, des puren, unmündigen, unthätigen Elends, das sich in den Acten entrollt. Der Verein thut seine milde Hand auf, schickt alle Jahre ein paar hundert Thaler, die der Casseler Hauptverein oder das Hanauer Consistorium für die Gemeinde auf Zinsen legt, und der Pfarrer schreibt einen dankenden neuen Bettelbrief, dessen Summa ist, der

Einsturz unserer Kirche ist wieder drohender geworden, und Ihr müßt uns noch mehr, Ihr müßt uns geradezu alles schenken, denn hierzulande ist nichts zu hoffen und wir selber vermögen auch nichts. Um zu schweigen vom kurheffischen Staat —, auch die kurheffische Landeskirche scheint für diese Aermsten keine milde Hand aufgethan, keine Kirchen- und Hauscollekte gesammelt zu haben, was, wie ich höre, daran liegt, daß das Land in drei Consistorialbezirke getheilt war und Langenschwarz dem kleinsten dieser Bezirke angehörte. „Kirchencollecten, heißt es einmal im Berichte unseres Pfarrers, sind in unserem Lande kaum nennenswerth“; nur der Casseler Hauptverein der G.-A.-Stiftung rettet durch treue Hülfe die Ehre einer altreformatorischen Kirche. Aber auch die That- und Muthlosigkeit der Gemeinde macht einen peinlichen Eindruck. Wohl rühmt der Pfarrer ihre Kirchlichkeit, rühmt auch den segensreichen Eindruck der jährlichen Vereinswohlthaten in einem sichtlich Bemühen, des evangelischen Namens würdiger zu werden; aber zu Opfern, wie ja auch die Aermsten sie bringen können, zu Groschen- und Pfennigsammlungen oder zu festen Zusagen materieller Leistungen, oder auch nur zum Muth des Schuldenmachens erhebt man sich nicht. Als der Verein endlich 10,000 Thlr. vollgemacht hat, sind natürlich die Baupreise inzwischen so gestiegen, daß statt der anfangs verlangten 10—12,000 Thlr. nun 18—20,000 erforderlich geworden sind, und als der Centralvorstand darauf dringt, nun endlich mit dem Bau zu beginnen, will die Gemeinde es erst schriftlich haben, daß er bis zur Tilgung der ganzen Bauschuld fortfahren werde, ihr jährlich 5—600 Thlr. zu schicken. Wir erzählen das nicht, um den Unwillen, sondern um das Mitleid der Glaubensgenossen zu erregen: wer will den armen Tagelöhnern und hungernden Webern in Langenschwarz einen Vorwurf daraus machen, daß ihnen aller christliche Muth und Thatkraft verloren gegangen ist unter den alten kurheffischen staatskirchlichen Verhältnissen, wie sie in einem großen Theile des evangelischen Deutschlands die Gemeinden mit dem Besiz aller Rechte auch des Gefühls ihrer Pflichten haben verlustig gehen lassen. Möchte dem armen Langenschwarz anstatt seiner einstürzenden Kirchenruine die erbetene neue Kirche zu Theil werden, zu deren Herstellung unsere Liebesgabe nahezu ausreichen würde, und die neue Kirche ein Symbol werden des neuen Kirchenwesens,

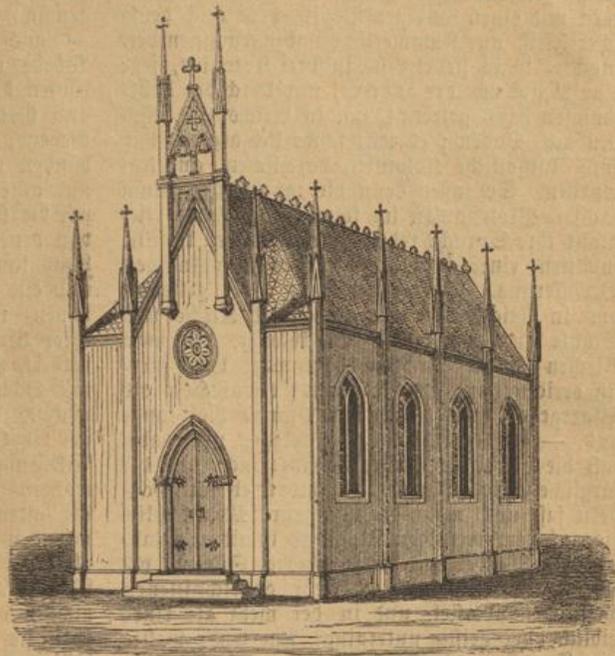
das sich an der Stelle des zur einstürzenden Ruine gewordenen alten staatskirchlichen, so Gott will, jetzt in Deutschland auf Grund der Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit der Gemeinde erhebt!

Ueberruhr.

Gehen wir nun weiter zu unserem zweiten Schmerzenskinde, zu Ueberruhr. Da, wo die Ruhr im Vogen die Grenze von Westfalen nach Rheinland überschreitet, liegt im Kreise Essen die alt-evangelische Gemeinde Kellinghausen, und von ihr ist Ueberruhr, wie sein Name sagt, der jenseits der Ruhr gelegene, neuerdings selbstständige Theil. In diesen altbergischen Landen sitzt von den Tagen der Reformation her ein evangelisches Geschlecht, gewohnt sich selbst zu helfen, und das selbsterrungene, nicht von Obrigkeitswegen überkommene reine Evangelium in Selbstverwaltung und mit persönlichen Opfern zu bewahren, ein Geschlecht, das darum auch durch Feuer und Schwert des dreißigjährigen Krieges und die Gewalt und Arglist Ludwigs XIV. nicht umzubringen gewesen ist, das seiner protestantischen Selbstständigkeit und Thatkraft auch sein heutiges materielles und geistliches Gedeihen verdankt. Mehr als einmal war den Kellinghausern ihr selbst gebautes Bethaus in Kriegsstämmen aufgegangen und die Freiheit, es herzustellen, mühsam der Aeltestin von Essen abgedrungen worden, die Erlaubniß, eine Orgel zu haben, sogar nur durch Intervention Friedrichs d. Großen —, als sie endlich in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts mit großen Opfern und Collecten aus Holland und Rheinland einen zusammenbrechenden Holzbau durch ein schmuckes steinernes Kirchlein ersetzten, dem erst 1858 der Thurm hinzugefügt werden konnte. Aber zwischen dem Kirch- und Pfarrort und zwei, zwölfhundert Seelen zählenden Filialen floß die Ruhr, im Winter und Frühling ein wildes Wasser, das nicht selten den Verkehr hemmt oder lebensgefährlich macht; der Besuch des Gottesdienstes und des Confirmandenunterrichtes, die Besorgung der Kranken und Sterbenden war in solchen Zeiten schwer, zuweilen unmöglich. Daher mit dem frischen Muth rheinländischer Protestanten die 1200 der Civildgemeinde Ueberruhr angehörigen Gemeindeglieder sich entschlossen, eine eigene Kirchengemeinde zu bilden. Sie stritten sich nicht mit den Kellinghausern um ihr bischen Armuth, forderten für Kirche, Pfarrhaus, Pfarrgehalt, das sie dahinten ließen, keine Herauszahlung, sondern gingen

darán, mit Gottes und der Brüder Hilfe, sich ihr Gemeinwesen selber zu gründen. Das ist geschehen im Mai 1874, und so zählt Ueberruhr allerdings zu den jüngsten Pflanzkindern unseres Vereins. Aber mit Recht hat man es die hülfbedürftigste Gemeinde des evangelischen Rheinlandes genannt. Denn ihr fehlt ja noch Alles, was zum Gemeindeleben gehört, Kirche, Pfarrhaus, Confirmandensaal, nur einen kleinen Friedhof besitzt sie, der eben erweitert werden muß. Sofort mit der Gemeinde-Gründung wurden die 180 Thlr., die man seither zum Pfarrgehalt gesteuert, auf 400 erhöht, um einen eigenen Pfarrverweser haben zu können. Die Gottesdienste werden im Zimmer einer Communschule gehalten, das aber so eng ist, daß es auf Ostern nicht einmal die 220 Abendmahlsgäste fassen konnte, daß allsonntäglich Dahnmächtige aus der Sticlust hinausgebracht werden müssen und der Prediger bei nothwendig dem Zugwind geöffneten Fenstern seine Gesundheit zum Opfer bringt. Dabei ist dies so um das gemeindliche Dasein ringende Häuflein umringt von dem fanatischsten Katholizismus, den der Erdkreis kennt (Denn das ist bekanntlich der rheinisch-westphälische); dem Handwerker, der in gemischter Ehe lebt und sein Kind evangelisch taufen läßt, entzieht man die Nahrung, das katholische Weib, das in evangelische Kindererziehung willigt, excommunicirt man; katholische Hausleute werden vom Kaplan aufgefördert, den evangelischen Mietzern zu kündigen; der Mann, der dem evangelischen Prediger ein Nothquartier vermietet hat, wird von seinen eigenen Verwandten blutig geschlagen. Bewundernswürth ist unter solchen Verhältnissen der Glaubensmuth und die Opferwilligkeit der Evangelischen. Es sind wenige grundbesitzende Bauern, einige Eisenbahn- und Grubenbeamte, die Meisten Bergleute, die unter sinkenden Lohnverhältnissen und hohen Lebensmittelpreisen leiden, und diese Leute haben sich $33\frac{1}{3}$, resp. $66\frac{2}{3}$ ihrer Staatssteuer als jährliche Kirchensteuer auferlegt. Sie haben es unternommen, Kirche und Pfarrhaus zu bauen; haben durch gottesdienstliche Sammlungen, monatliche Hauscollecken und freie Beiträge, die seit acht Jahren im Gange sind, ein Kapital von 4300 Thlrn. gesammelt,

dazu 300 Thlr. jährliche Kirchbausteuer hinzu beschlossen, 300 Thlr. für ihren Friedhof gesammelt. Aber es ist klar, daß ihr Kirch- und Pfarrhausbau, der bei gegenwärtigen Preisen mit 30,000 Thlrn. kaum bestritten werden wird, nicht von ihnen allein hinausgeführt werden kann; auch nicht mit rheinländischer Hilfe allein, so schön es ist, daß die letzte rheinische Provinzialspende aus der dort alljährlich für dürftige Gemeinden der Provinz gesammelten Kirchen- und Hauscollecke ihnen tausend Thaler hat gewährt



Evang. Kirche in Smyrna (Kleinasien).

können, zu denen noch 160 vom rheinischen G.-V.-Vereine gekommen sind. Unsere Liebesgabe von 5—6000 Thlrn. würde der jungen Gemeinde allerdings nicht zum Ziele helfen, aber doch eine mächtige Förderung und Ermuthigung sein und ohne Zweifel den sofortigen gottvertrauenden Beginn des Kirchbaues zur Folge haben. Möge so treuem Ringen, so mannhaftem evangelischen Sinne die brüderliche Hilfe unserer Vereine nicht fehlen!

Und doch hat auch diese ebenso würdige als bedürftige Gemeinde noch eine Mitbewerberin; es ist
Hohenbach.

Unsere Fahrt geht weit nach Osten, aus den vaterländischen Fluren heraus in das weite sarmatische Tiefland. Am Nordsaum Galiziens, unfern der russischen Grenze, am Einfluß der Wisloka in die Weichsel, sind wir zur Stelle. Hieher, in die weite, reizlose Dede wanderten unter Kaiser Joseph II. vom Neckar, Main und Rhein deutsch-evangelische Tagelöhner, Pfälzer, Württemberger, Elßässer, Nassauer, Hessen, um, wie sie meinten, ein besseres Loos zu finden; sie fanden ein rauhes Klima mit russischen Wintern und einen sandigen Boden, dem auch deutscher Fleiß nur kümmerliches abzugewinnen vermochte. Man siedelte sie in drei Kolonien, jede eine Meile von der anderen, und durch den brüstenlosen Fluß getrennt, an, in Reichsheim, Hohenbach, Pader; es war schwerlich arglos, daß fünf katholische Kolonien dazwischen angelegt wurden. So saßen denn die im Ganzen kaum tausend Protestanten im fremden Land, wo Niemand ihre Sprache redete, ihren Glauben kannte, inmitten einer fanatisch katholischen polnischen Bevölkerung. Es wurde ihnen Holz geliefert, um in Reichsheim und Hohenbach Kirche und Schule zu bauen, d. h. Blockhäuser, die man Kirchen nannte; in Reichsheim ward der Pfarrsitz errichtet und 200 fl. sammt etwas Holz als Pfarregehalt fixirt. Aber kein Pfarrer hielt lange aus, — in 83 Jahren 10 Prediger und dabei fast die Hälfte der Jahre Vacanz; nicht nur der färgliche Gehalt schreckte ab und trieb fort, sondern fast noch mehr die ungeheure Melancholie, die auf dem trostlosen Flugsand inmitten unabherrschbarer Wälder und langgestreckter Sümpfe die von jedem gebildeten Verkehr abgeschnittenen Geistlichen überfiel, und in der mehr als einer leiblich oder geistig unterging. Am Ende wollte kein Candidat die Stelle mehr annehmen; die ganze Existenz des Kirchspiels stand in Frage. Da griffen im Jahre 1867 die Hohenbacher, um die es sich heute speziell handelt, thatkräftig ein und erklärten, den Pfarrsitz in ihr freundlicher gelegenes Dorf übernehmen und damit in den Mittelpunkt der Gemeinde verlegen zu wollen, ein Entschluß, an dem für sie die sofortige Verdoppelung ihrer kirchlichen Beiträge, weiterhin aber die Aufgabe, ein Pfarrhaus und eine neue Kirche zu bauen, hing, — von dem gleichfalls sich ausdrängenden Neubau der Schule, der Verbesserung des Lehrgehaltes und der Umfriedigung des Kirchhofes noch zu schweigen. In der That muß man die thätige Bekenntnistreue dieser deutschen Kolonisten bewundern: obwohl sie

oft genug, weil ihr Pfarramt vacant war, oder weil der Gίσgang, die Ueberschneemung des Flusses sie von ihm abhielt, zur Aushilfe römischer Priester ihre Zuflucht nehmen mußten und diesen die Bekehrung der „Schwabentolonie“ förmlich zur Pflicht gemacht war, verzeichnet die Geschichte der Gemeinde auch nicht Einen Abfall vom evangelischen Glauben. „Auch Ew. Hochwürden — soll einst ein benachbarter Domherr, dem man die Bekehrung Evangelischer zur Bedingung des Behaltens seiner fetten Pfründe gemacht hatte, zu seinem Bischof gesagt haben, — auch Ew. Hochwürden mit aller Ihrer Würde und Geschicklichkeit würden nichts ausrichten bei diesen Leuten; sie sind zu bibelfest, und Geld nehmen sie gar nicht.“ In einer Gegend, in der eine Wirthschaft sammt Gebäuden um 30 Gulden zu pachten, Geld aber nur gegen Bucherzinsen aufzunehmen ist, sehen wir die Gemeinde von 420 Seelen um 3000 fl., von denen sie nur 500 sofort bezahlen kann, Land kaufen, um ihre Pfarre besser zu dotiren und ein Pfarrhaus in der Nähe der Kirche zu bauen, und nun erst, da sie vor dem Neubau ihrer Kirche stehen, der mindestens 10,000 fl. fordert, und zu dem die Schwesterkolonien, selbst mit Schulden belastet und in Schulbauten verwickelt, ihnen auch gar nichts geben können, rufen sie die Hülfe des Vereins an, zugleich mit der Erklärung, daß sie selber das Mögliche leisten wollen. Wir erinnern uns vielleicht des Bildes der alten Hohenbacher Kirche, des Blockhauses mit den runden Lustlöchern, einem Heuschober ähnlicher als einem Gotteshaus. Dazu war dieselbe für die im Kirchgang fleißige Gemeinde nicht nur zu klein, — nicht einmal Stehplätze hatte sie für alle — sondern sie war auch baufällig durch und durch; die morschen Wände, durch die man an manchen Stellen mühelos einen Stock durchstoßen konnte, neigten sich innenwärts und nur Verspreizungen hielten den drohenden Einsturz zurück.

Aber wieviel Schweres sollte für die Gemeinde noch zwischen dem Entschluß zum Neubau und dem Einzug in denselben liegen! Im Sommer 1869, als man eben das Pfarrhaus mit einem Aufwand von 3000 fl. an Geld und Naturalleistungen und einer Schuld von 2300 fl. im Rohbau fertig stellte, trat Mißwachs ein, und nach einem grimmigen Winter war die Gemeinde im Frühling 70 am Rand ihrer Kräfte. Da kamen die ersten Vereinsgaben im Belauf von 513 Thln. und richteten die Herzen hoch auf;

das Pfarrhaus wurde vollendet, aber im October kam Brandunglück, das elf Hausstände vernichtete, im folgenden Frühling verheerende Ueberschwemmung, und im Sommer abermals Mißwachs; dennoch läßt die Gemeinde den Muth, die Dpferfreudigkeit nicht sinken; auf jede der jährlichen Vereinsgaben antwortet sie mit neuen Anstrengungen und im Frühling 1874 hat sie zu geschenkten 5314 fl. 240,000 Ziegel, 300 Stämme Bauholz selber beschafft, und beginnt damit einen Kirchbau, dessen Kostenanschlag sich nicht mehr auf 10,000, sondern auf 22,705 fl. beläuft. Nicht einen prälerischen Luxusbau will sie — vielmehr vier Pläne verwirft die Gemeinde als zu kostspielig, bis sie den fünften, einfachsten annimmt; aber inzwischen sind alle Preise hoch gestiegen; tüchtige Arbeiter muß man von weit her aus Schlesien kommen lassen; dazu bietet das Terrain außerordentliche Schwierigkeit. Unter 2—3 Fuß festen Erdreichs stößt man auf losen Sand und in 4—5 Fuß Tiefe überall auf Grundwasser, in welches beim Ausgraben Sand und Erde einströmt; 217 Piloten müssen eingerammt werden; Jung und Alt, Mann und Weib arbeitet mit an dem mühseligen Unterbau; dann aber wachsen unter den fleißigen Händen der schlesischen Bauleute die Mauern fröhlich empor, und als im Herbst die diesmal gesegnete Ernte eingebracht ist, da fehlen nur noch anderthalb Fuß der Mauerhöhe. Aber das Geld ist auch bis auf 200 fl. hin; nur durch einen Vorschuß des Centralvorstandes von 600 Thln., eine Anleihe von 1638 fl. und die Anstrengung der äußersten Kräfte war es möglich, den Bau noch vor Winter unter Dach zu bringen. Das Jahr 1875 sollte ein Jahr der Ruhe und Erholung sein: da warnte der Baumeister, die Thürme unvollendet zu lassen, weil bei der Unsicherheit des Untergrundes Senkungen zu befürchten seien, die später bei erhärtetem Mauerwerk ungleichmäßig ausfallen und Risse erzeugen dürften; und so mußte die ershöpfteste Gemeinde von Neuem an's Werk gehen. Gewiß, Hohenbach hat seither vom Vereine schon große Hilfe erhalten, aber es ist's werth, daß der Verein noch Größeres an ihm thut, und es hat selbst nach seinen Kräften das Größte gethan. Abgesehen von den zerstreuten Protestanten des weiten Umkreises, die man nicht heranziehen konnte, kaum 4—500 Seelen, darunter nur 55 Haus- und Grundbesitzer, die mit 15 Joch kümmerlichen Acker's gewöhnlich zwei Familien, die Eltern und Geschwister und die eignen Kinder zu ernähren haben, bringt es zu den bedeutend-

den Staats- und Communallasten 104% der Staatssteuer für seine Kirche und Schule auf und hat von 1869 bis 1875 für Pfarr- und Kirchbau an Geld und Geldeswerth 12,783 fl. geopfert. Dabei zählt die Gemeinde — darin vielleicht ein einziges Beispiel — nahezu so viel Mitglieder unseres Vereins, als sie Seelen hat, nämlich 416 Namen mit nahezu 40 fl. Jahresbeiträgen, indem selbst die Kinder mit ihren Pfennigen als Vereinsmitglieder eingetragen sind. „Diese kleine arme Gemeinde, schreibt ihr wackerer Seelsorger, dessen trefflichen, ungeschminkten Berichten wir das Alles entnehmen, konnte so Bedeutendes leisten, weil die durchgeführten und noch zu lösenden Aufgaben keinen Aufschub gestatteten, weil die Gemeinde vom tiefsten religiösen Bedürfnis erfüllt ist; weil ihre Liebe zu dem Herrn und seinem Evangelium groß ist und große Liebe stets auch große Dpfer bringt.“ Wir dürfen nicht unterlassen, hinzuzufügen, wieviel dabei offenbar auch auf Rechnung des Geistlichen selbst kommt, des noch jugendlichen und schon vereinsamten Mannes, der, als ihm nach schweren Anfangsjahren die Gelegenheit kam, in geordnete Verhältnisse, in die Nähe seiner Eltern und in eine gebildete Umgebung zu kommen, sich dennoch entschlossen hat, im öden Grenzland bei seiner armen treuen Gemeinde zu bleiben und die begonnenen Werke ihr auch durchführen zu helfen. Noch bedarf es Vieles, bis die Hohenbacher am Ziele sind: die äußere Vollendung der Kirche forderte im letzten Frühling noch 9000 fl.; auf innere Einrichtungen wurden 3000, auf den Neubau der Schule 7000, die Besserung des Lehrergehaltes 3000 fl. gerechnet; dazu war eine Schuldenlast von 4000 fl. zu tilgen, in Summa noch mindestens 26,000 fl. zu schaffen. Alle diese Bedürfnisse würde unsere Liebesgabe nicht befriedigen, aber die Kirche würde durch sie im Wesentlichen fertig gestellt werden, und damit wäre ein Werk vieler Liebe der Gebenden, großer Treue der Empfangenden zur Ehre der evangelischen Kirche gekrönt.

Lieben Brüder, schloß der Berichtersteller, das sind die Thatsachen. Der aber, welcher der Menschen Herzen lenkt wie die Wasserbäche, lenke Ihre Herzen zur rechten Entscheidung.

Nachdem die Versammelten mit gespannter Aufmerksamkeit der Darstellung der drei bedrängten Gemeinden bis zum Schluß gefolgt waren, war das Resultat der namentlichen Abstimmung: Es wurde H o h e n b a c h gewählt gegen 2 Stimmen, also so gut wie einstimmig.

Der junge Geistliche der beglückten Gemeinde Hohenbach, Namens Zipfer, war selbst bei der Abstimmung gegenwärtig und erwarb sich durch seinen auf strengster Wahrhaftigkeit beruhenden Bericht und durch seine persönliche Thätigkeit die allgemeine Achtung, ja Bewunderung. Durch den Empfang des großen Liebestwerks war diese Gemeinde an das Ziel ihres Kampfs und Ringens gebracht, und dankte Pfarrer Zipfer in deren Namen mit einer Nührung, die Worte nicht beschreiben können.

Bilder aus der Reformationszeit.

1. Ein Denkmal oder Klagerede über die Leiche Doctor Martin Luther's durch Hans Sachs.

Als man zählt' funfzehnhundert Jahr'
Und sechs und vierzig, gleich als war
Der siebenzehent' im Hornung,
Schwermüthigkeit mein Herz durchdrung
Und wußt' doch selbst nicht, was mir war, 5
Sah auf mir selber traurig gar;
Legt' mich in den Gedanken tief,
Und gleich in Kamuth groß entschließ.
Mich dünkt', ich wär' in einem Tempel 10
Erbaut nach Sächsischem Exempel,
Der war mit Kerzen hell beleucht,
Mit edlem Rauchwerk wohl durchräucht;
Mitten da stund bedeckt gar
Mit schwarzem Tuch 'ne Todtenbahr'; 15
Ob dieser Bahr' da hing ein Schild,
Darin 'ne Rose war gebild't,
Mitten dadurch so ging ein Kreuz;
Ich dacht' mir, ach Gott! was bedeut's?
Erseufzte darob trauriglich. 20
Wie, wenn die Todtenleich', dacht' ich,
Doctor Martinus Luther wär'?
Indem trat aus dem Thor daher
Ein Weib in schneeweißem Gewand,
Theologia hoch genannt,
Die stund hin*) zu der Todtenbahr', 25
Sie wand' ihr' Händ' und ranf' ihr Haar,
Gar kläglich mit Weinen durchbrach,
Mit Seufzen sie anfang und sprach:
„Ach! daß es müßf' erbarmen Gott!
Liegst du denn jetzt hie und bist todt, 30
O du treuer und kühner Held,
Von Gott dem Herren selbst erwählt,
Für mich so ritterlich zu kämpfen,
Mit Gottes Wort mein' Feind' zu dämpfen,
Mit Disputir'n, Schreib'n und Predigen, 35
Damit du mich dann thätst erledigen**)
Aus großer Trübsal und Gezwängniß***),
Meiner Babylonischen Gefängniß,

*) stellte sich hin. **) befreien. ***) Zwang.

Darin ich lag so lange Zeit,
Bis schier in die Bergessenheit, 40
Von meinen Feinden in Herleid,
Von den'n mir mein schneeweißes Kleid
Befleckt wurd', schwarz und besudelt,
Zerissen und schweißlich zerhudelt;
Deriffen und schweißlich zerhudelt, 45
Zertrüppelten, krümmten und bogan,
Ich wurd' geradbrecht, zwielt und zwacht,
Verwund't, gemartert und geplact
Durch ihr' gottlose Menschenlehr',
Daß man mich kaum konnt' kennen mehr; 50
Ich galt endlich gar nicht bey ihn'n,
Bis ich durch dich erlediat bin.



Luther's Grabdenkmal zu Wittenberg.

Auf diesem Grabdenkmal stehen die Worte:
MARTINI LVTERI S. THEOLOGIAE D. CORPVS H. L. S. E.
QVI. ANN. CHRISTI MDLXVI. XII. CAL. MARTII. EISLEBII.
IN. PATRIA. S. M. O. C. V. ANN. LXIII. M. II. D. X.

D. J.

Der Leichnam Martin Luther's, der heil. Schrift Doktors, liegt hier begraben, welcher im Jahre Christi 1546, den 18. Februar zu Eisleben in seinem Vaterlande gestorben ist, nachdem er gelebt hatte 63 Jahre 2 Monate und 10 Tage.

Das erste kleine Medaillon trägt die Inschrift:
Martinus Lutherus theologiae Doctor.

Das zweite kleine Medaillon trägt die Inschrift:
Follvm eius nec. Desuēt.

Unten: In mem. Jub. ev. Sec. D. 31. Oct.